Wolfgang Hagen

„’Pferde machen keine Geschichte’. Anmerkungen zur Medialität kultureller Informationssysteme“[1]

Wer als Nicht-Historiker zu Historikern sprechen darf, sollte mit einer kontaktsprachlichen Geste beginnen. Ich tue dies mit einem Koselleck-Zitat. „Gewiss, Pferde machen keine Geschichte.“, so lesen wir es in einem Aufsatz aus dem Jahre 2003. Ein starkes Bild, vielleicht mehr als das. Geschrieben von einem, der Bilder gesucht hat und Theorie betrieb, weil er ihr stets zutiefst misstraute. Fast alle Arbeiten Kosellecks sind durchsetzt mit Metaphern und Begriffsbildern, die um diesen einen Singular kreisen: „Geschichte“. So auch dieser Satz: Pferde machen keine - Geschichte. Gilt das auch für die Medien? Machen auch Medien ‚keine Geschichte’? Ich ahne, wie fremd, wie pidginisiert eine solche Frage in Ihren Ohren klingen mag und komme auf das seltsam Kreolische in ihrem Klang am Schluss noch einmal zurück.

„Geschichte machen“: Niemand ist diesem Begriffsbild genauer auf den Grund gegangen als Koselleck selbst. Er hat „Geschichte“ als eine frühaufklärerische Ideologie aus der Mitte des 18ten Jahrhunderts decouvriert und gleichwohl genau dieses Datum als Anfang seiner „Sattelzeit“ gesetzt. Schonungslos hat er auf die barbarischen Politiken verwiesen, die im Namen dieses Singulars geschahen. Und doch hat Koselleck das Wort nie aufgegeben. In „Über die Verfügbarkeit der Geschichte“ heißt es: „Erst das Ergebnis der Aufklärung ist: >Geschichte an und für sich< vollzieht sich immer im Vorgriff auf Unvollkommenheit und hat deshalb eine offene Zukunft.“ (Koselleck 1984,272)

„Pferdeschweiß, Pferdeäpfel (…), Zaumzeug, Geschirr und Leder“. Dieser Geruch war Koselleck noch als Kind in den Strassen von Görlitz gegenwärtig. „Nach einem Vorpferde - , einem Pferde- und einem Nachpferdezeitalter zu fragen“ sagt Koselleck, „ zielt … darauf (…) den so genannten Beginn der Moderne dingfest machen können.“ Demnach beginnt die Moderne spät, auf den Trümmern des zweiten Weltkriegs, als die Kavallerien ihren letzten Auftritt hatten und in Millionenzahl verbluteten.

Koselleck sprach selten über Medien. Im Kontext seiner Hippografie rücken sie in Zentrum seines Arguments. „Ein reitender Kurier schaffte die Strecke von

---

[1] 46. Deutschen Historikertag, 19. bis 22. September, unter dem Titel "GeschichtsBilder" in Konstanz, 2006

Berlin nach Sankt Petersburg in sechzehn Tagen, so bei der diplomatischen Einfädelung der ersten polnischen Teilung, bei der es noch um Stunden des Informationsvorsprunges ging, um die Weichen gegen einen Krieg, für eine Teilung zu stellen.“ Ganz Historiker, der er ist, schenkt er uns hier die Datierung des postalischen Ritts, der 1772 stattgefunden haben dürfte.

Dafür aber fällt die Datierung der modernen Informationssysteme umso präziser aus: „Die langen Anlaufzeiten auf den Gebieten der elektrischen Telegraphie … führten zur verkabelten Telegraphie - Morse 1837 - oder zur drahtlosen Telegraphie - Marconi in England 1899 - oder zum verkabelten Telefon - 1861 Reis in Frankfurt, 1872 Bell in Boston, aber die Durchführung erstreckt sich über mehrere Generationen.“ Im Nachpferde-Zeitalter folgt die katastrophische Konsequenz: „Heute freilich kann jeder jederzeit und überall mit dem drahtlosen Telefon auf diesem Globus kommunizieren. Und das Fernsehen sorgt dafür, dass die Ereignisse gleichzeitig oder annähernd gleichzeitig in Information darüber verwandelt werden.“ In dieser „zunehmende[n] Konvergenz von Ereignis und Nachricht“ … „gewinnen Fiktionen einen ehedem nicht denkbaren Realitätsgehalt. Die Dimensionen von Vergangenheit und Zukunft verschränken sich in den elektronischen Medien auf eine empirisch kaum mehr überprüfbare Weise.“

Knapp drei Jahre vor seinem Tod lautet die Diagnose des Historikers Reinhart Koselleck ebenso bitter wie klar: Die Medialisierung der kulturellen Informationssysteme zerstört die Grundfeste seiner Wissenschaft. Ereignis und Nachricht fallen ineinander, Fiktion tritt an die Stelle von Wahrheit, was schon war und was noch kommen wird, lässt sich nicht mehr auseinander halten. Die Skepsis, vielleicht auch ihre Bitterkeit, ist angebracht. Es reicht, an die Reihe der Fernseh-Großereignisse, von den Novembertagen 1989 bis zum 11. September 2001, zu erinnern, in denen nicht nur Historiker, aber auch sie, in der Tat zu sehr auf die Bilder statt auf die Komplexität der dahinter liegenden Ereignisse reflektiert haben.

Nur fragt sich – und damit komme ich noch einmal zurück auf das Wort von den Pferden, die keine Geschichte machen: Wenn Medien tatsächlich, anders als Pferde, Geschichte machen können, aber nur, indem sie sich und ihre Bilder an die Stelle geschichtlicher Ereignisse setzen, wie steht es dann um ihre eigene Geschichte, um die Geschichte der Medien selbst? Ist um den Preis ihrer Bilderkraft die Geschichte der Medien selbst bilderlos, begriffslos und unsichtbar? Machen Medien zwar Geschichte, aber haben selber keine?

Verzeihen Sie also, dass ich das Thema Geschichte und Bild, Geschichte und Medien, gleichsam von seiner Rückseite her aufrollen möchte. Dieser Gegenblick ist aber umso nötiger, als gerade wir Medienwissenschaftler in der jüngeren Vergangenheit auf historische Fragen eher fragwürdige Antworten gegeben haben. Die anthropologischen Theorien von einer phylogenetischen Extension des Menschen qua Medien sind da noch die harmloseren Irrtümer. Ontologische und deterministische Thesen, die aprioristisch von Primär, Sekundär und Tertiär-Medien reden und damit die Menschheitsgeschichte noch einmal so einteilen wie es die Geologen des 19ten Jahrhunderts mit der Erdgeschichte getan haben, helfen ebenfalls nicht weiter. Lorenz Engell hat vielmehr zu Recht darauf verwiesen, dass zumindest die Massenmedien selbst eigene Geschichte gar nicht beobachten oder mitteilen können. Also adressiere ich bewusst nicht das Fernsehen, sondern frage an die Adresse der Geschichtswissenschaft: Haben Medien eine Geschichte, deren Darstellung ermöglichen würde, ihre Tendenz zur Verbildlichung und Enthistorisierung der Gegenwart zu verstehen?

Koselleck, bei aller Bitterkeit, bleibt hier in der Rolle des klassischen Historikers, dessen vornehmste Aufgabe die korrekte Datierung ist. „Morse 1837“ “Marconi 1899“, „1861 Reis“ „1872 Bell“. Nur, alle diese Daten liegen seltsam schief, wenn nicht gar gänzlich falsch. „Morse 1837“, das war nicht der Anfang, sondern eines der vielen Male, mit denen Samuel B. Morse mit seiner Gerätschaft scheiterte, worauf man ihm im Kongress noch ein Jahr später entgegenhielt, man wolle ‚wohl eher eine Eisenbahn auf dem Mond’ genehmigen, als Geld für derartig „milleristische“ und „mesmeristische“ Hirngespinste eines Historienmalers auszugeben.

- „Marconi 1899“. Auch das ist ungenau. Der blutjunge Italiener Guglielmo Marconi hatte drei Jahre zuvor dem Seekabel-Ingenieur Preece seine Gerätschaften vorgeführt und bereits am 13. Mai 1897 das erste Mal den „Bristol Channel“ elektronisch überquert, unter den Augen des deutschen Physikers Adolf Slaby, der das tagebuchgenau datiert hat, um daraufhin diese Technik, obwohl ja eigentlich von Heinrich Hertz 1888 in Karlsruhe entdeckt, über den englischen Umweg wieder nach Deutschland zu reimportierten (Slaby 1911,158ff).

- Und wenn ich noch hinzufüge, dass Alexander Graham Bell keineswegs 1872 die Prinzipschaltung des Telefons entdeckte - da war der Taubstummenlehrer gerade erst in Boston angekommen, - sondern in der Nacht des 2. Juni 1875,

ausweislich seiner entsprechend datierten Laborskizzen - so wird klar, dass Mediengeschichte nicht über Datierungen laufen kann, ohne vorab zu klären, welchen Status Datierungen, also fixierte Einmaligkeiten, in der Geschichte der Medien überhaupt haben können.

„Einmaligkeit in Sprache und Geschichte ist weder denkbar noch möglich ohne Wiederholungsstrukturen.“(Koselleck 2005,1) schreibt Koselleck. „Während Ereignisse von bestimmbaren Subjekten ausgelöst oder erlitten werden, sind Strukturen als solche überindividuell und intersubjektiv.“ (Koselleck 1984,147) Aber, so fährt Koselleck fort: „Die Verschränkung von Ereignis und Struktur darf nicht zur Verwischung ihrer Unterschiede führen, wenn anders sie ihren Erkenntniszweck beibehalten sollen, die Mehrschichtigkeit aller Geschichte aufzuschlüsseln.“ (Koselleck 1984,151)

Gilt dieses kluge Wort auch für eine Geschichte der Medien? Ist Mediengeschichte als Verschränkung von Ereignis und Struktur darstellbar, und zwar so, dass ihre Mehrschichtigkeit und damit ihre möglich Offenheit sichtbar bleiben? Erlauben Sie mir, diese Frage, weil sie so wichtig ist, am paradigmatischen Beispiel der Telegrafie näher zu beleuchten. Sie hat nicht nur die Pointe, dass sie wieder beim Bild enden wird. Sondern auch, dass sie zugleich ins allerfrüheste Pferdezeitalter zurückgeht. Auch eine Strukturgeschichte der Telegrafie, die es mit den paradoxalen Mustern der Wiederholung von einmaligen Ereignissen aufnimmt, käme nicht umhin, weit jenseits der Entdeckung des Fernrohrs im Dunkel von Troja ihre Anfänge zu suchen.

Von dessen Eroberung Äschylos bekanntlich gleich am Anfang seiner Orestie berichtet: „Und wieder späh ich nach des Flammenzeichens Schein, Dem Strahl des Feuers, das von Troja Kunde bringt; Und Siegesnachricht“. Noch in der Nacht soll eine Stafette von Feuerzeichen den Fall der Stadt ins griechische Argon gemeldet haben. Die vielfache Verwendung von Feuer- und Lichtzeichenstaffetten in den späteren Perser- und peleponesischen Kriegen gilt als gut belegt.

In einer weiteren Wiederholungsstruktur, nun aber diesseits der Entwicklung des Fernrohrs, also nach 1610, läge ein weiterer Anfang der Telegrafie, der ja in Wahrheit auch da schon die vielfache Wiederholung eines Anfangs ist. In den Proceedings der Royal Society legte Robert Hooke 1684 erstmals das Prinzip eines optischen Telegrafen dar, „showing a way how to communicate one's mind at great

distances“, (Mottelay 1922,142), wie es dort heißt, mittels verschieden großer Holzfigurationen auf hohen Gerüsten, die durch ein Teleskop über weite Strecken ausgespäht und in Nachricht umgesetzt werden könnten. Piktografische Bilder. Diese Veröffentlichungen im damals geläufigsten wissenschaftlichen Zentralorgan der Welt hat im 18ten Jahrhundert nachweislich Nachbauten in den riesigen Gärten und Parks französischer Adeliger und englischer Gentlemen gefunden. So dass am Ende ein verarmter adeliger Geistlicher mit Namen Claude Chappe ein solches System seinem revolutionären Bruder wohl angedient haben mag, um der Revolution ein instantanes Kommunikationsmittel zu beschaffen. >>> 11 1794 wird eine erste Chappe’sche Linie zwischen Paris und Lille eingesetzt. So erfuhr der Nationalkonvent am 15. August 1794 bereits innerhalb einer Stunde, dass die republikanischen Truppen Le Quesnoy wieder erobert hatten. Von Napoleon zum militärischen Befehlsbeschleuniger seiner Blitzfeldzüge umgedeutet, erhielten die „Tachygrafen“, wie Chappe sein System noch genannt hatte, aus der Feder Napoleon Vertrauten Comte Miot de Melito den Namen „Telegrafie“.

Am Rande erwähne ich nur, dass die opto-teleskopischen Telegrafen Napoleons alle Laufzeiten von Pferdemeldern längst unterlaufen hatten. Wie wichtig das für Napoleons Kriegsführung war, weiß die Kriegsgeschichte und es wusste auch der Comte de Melito. Mitten in der von Koselleck so benannten Sattelzeit um die Jahrhundertwende 1800 wird in der militärischen Nachrichtentechnik das Pferd durch die optische Telegrafie ersetzt.

Nach 1800, nach der ersten Erschließung einer permanenten Stromquelle mittels Batterie, geschehen durch Allessandro Volta, demonstriert 1801 vor den Augen Napoleons, beginnt einer weiterer Anfang des Anfangs der Telegrafie, die sich damit ein weiteres Mal, um ein Wort Jacques Derridas zu variieren, als historialer Gegenstand erweist. Hier wäre, wieder nach zahllosen Vorläufern, der Medikus Samuel Thomas Sömmering zu nennen, der 1809 vor den Mitgliedern der Bayrischen Akademie der Wissenschaften einen elektrochemischen Telegrafenapparat demonstrierte, der mittels Zerlegung des Wassers in Wasserstoff und Sauerstoff operiert, als Ersatz für die optischen Telegrafen, die ja nur bei gutem Wetter und mit sehr viel Personal funktionierten. Napoleon aber, der ja noch Volta mit Preisen überhäuft hatte, hielt diese erste praktische Anwendung des voltaischen Prinzips durch Sömmering für eine lächerliche „Idee Germanique“.

Um die strukturelle Genealogie der Telegrafie historisch zu verstehen, ist ihre antike Tradition wichtig, deren Reaktualisierung durch das zentrale Gerät der Neuzeit, das Fernrohr, unverzichtbar und deren Bedeutung in den napoleonischen Feldzügen notwendige Bedingung. Aber nicht hinreichend. Denn erst eine fundamentale Entdeckung des dänischen Philosophen Hans Christian Oerstedt im Frühjahr 1820 macht sie zu einem praktischen Instrumentarium. >>> 14 Der enge Freund Johann Wilhelm Ritters und des Jenaer Kreises um Novalis und Goethe, findet aus der tiefsten Systemspekulation der Deutschen Romantik heraus, oder aber, wie die Physikgeschichte steif und fest bis heute behauptet, „rein zufällig“, den eindeutigen Beweis des Zusammenhangs von Elektrizität und Magnetismus. B) Eine Magnetnadel richtet sich auf einen durch voltaischen Strom durchflossenen Kupferdraht statt nach Norden. C) Oerstedt entdeckt, beschreibt, wiederholt und sichert nach allen Regeln der wissenschaftlichen Experimentation, was die ganze Neuzeit, von 1600 an, wissenschaftlich bestritten hatte. Nämlich die Interdependenz von Elektrizität und Magnetismus. D) Erst jetzt, erst mit dem Elektromagnetismus, wird das Prinzip der Telegrafie wetter-, zeit- und personal-unabhängig, wie Andre Marie Ampere noch im Herbst 1820 vor den Pariser Akademie modellhaft darlegen konnte.

Ampere konnte darlegen, aber nichts schlüssig erklären. Intensive Spekulationen über das Elektrische und das Magnetische schlossen sich an: über das Mesmeristische und das Transzendental Physikalische, nicht nur in Paris, sondern ebenso in Berlin, Jena, Mailand und London. Verstärkt wurde ein Diskurs, der schon seit dem späten 18ten Jahrhundert lief: ein unaufhörliches Gerede und Geraune über neue unheimliche galvanissche Kräfte, Säfte und Fluida, das noch das ganze 19te Jahrhundert durchziehen wird, ein Diskurstyp, der in der Wissenschaftshistorik, so bei Herbert Mehrtens, sehr treffend die „Gegenmoderne“ genannt wird. Frage an die Geschichtswissenschaft: Wie gehen wir mit Quellen um, die sich schon zu ihrer Entstehungszeit systematisch verbergen? Mit Biographien, die schon zu Lebzeiten verfälscht werden? Mit Dokumenten, deren Fälschung zu ihrer Zeit nie aufgeflogen ist? Wie mit Betrügereien systematischen Ausmaßes, auf die fast alle Zeitgenossen hereinfielen?

Das nämlich ist das Diskurs-Klima, wenn das Wort erlaubt sein darf, und eben nicht Elektrizitätsphysik, wie sie Michael Faraday ab 1821 in London betrieb, in das der Historienmaler Samuel Finley Breeze Morse bei seinem Paris-Besuch 1831/32

eintauchte. Fenimore Cooper, berühmt durch den Pionierroman „Lederstrumpf“, berichtet seinem Roman "The Sea Lions"(New York 1849), wie inständig sein wertvoller Freund ihm in diesem Winter 1831/32 vorgeschwärmt habe von den "ideas on the subject of using the electric spark by way of a telegraph"(Aschoff 1988, 174). Der Maler Morse verbrachte Monate im Louvre und malte Gemälde ab, in einem speziellen Raum, hergerichtet für Maler, die Gemälde abmalen. Morse heute berühmtestes Gemälde ist das vom Gemälderaum im Louvre, in dem Maler Gemälde abmalen. Ein geschichtsträchtiges Bild, aber in einem ganz anderen, überraschend kontiguitiven Sinn. Denn die Herberge aller dieser Bilder, der Louvre, mitten in Paris, trug riesige Holz-Zeiger auf dem Dach. Für die Avantgarde der Zeit war der Louvre damit nicht so sehr Galerie, sondern vielmehr Zentralstation der Chappe'schen Linie von Paris nach Lille. Wundert es Sie, dass der Historienmaler Morse seine erste Signal-Apparatur auf eine Staffelei montierte? >>> 19 Das Ganze endet schließlich 1844, und nicht etwa 1837, um zur Koselleckschen Datierung zurück zu kommen. Die Botschaft des allerersten öffentlichen Telegramms aus dem Supreme Court Room in Washington nach Baltimore in Maryland am 24. Mai 1844 lautete: What hath God wrought”. Auf Deutsch: Was hat Gott da für ein Ding gedreht?

Ich komme zum Schluss. Mein paradigmatisches Schlaglicht auf die möglichen Umrisse einer Strukturgeschichte der Telegrafie offenbart die tiefen Dilemmata, in denen die Medienwissenschaft nennt, steckt, wenn sie versucht, die Historie ihres Gegenstands zu betreiben. Eines davon ist die fatale Trennung der historischen Wissenschaften untereinander. Mediengeschichte ist, wie am Beispiel der Telegrafie deutlich wurde, immer auch Mythen-, Sozial-, Politik-, Kriegs- und vor allem Wissenschaftsgeschichte. Anders als in den Geschichtswissenschaften üblich hilft hier eine epochale Fachgliederung nach Früh- und Vorgeschichte, Mediävistik, Neuzeit und Neueste Geschichte keinen Schritt weiter. Hinzukommt das besondere Problem des Zuschnitts der Wissenschaftsgeschichte, die zudem in Deutschland ein eher mageres Dasein fristet. Die community der History and Philosophy of Science, wie sie sich nennt, zumal in der Abteilung der Physical Sciences, die hier gefordert wäre, weil fast alle Fragen der Geschichte der modernen Medien Physik- und Mathematikgeschichte berühren, - diese Community ist deutlich us-amerikanisch dominiert. Entsprechend herrschen eingeengt positivistische und zum Teil platt historistische Orientierungen vor. Medienthemen, die es mit vergessenem historischem Experimentiergerät zu tun haben, mit Seitenwegen, Abarten und sehr

viel amateuristischem Chaos zum Beispiel in der Genese des Radios, des Fernsehens, aber auch des Computers, finden hier kaum Gehör.

Mag nun auch Kosellecks Diagnose zutreffen, dass mit und in den Nachpferde-Medien die Totenglocke der Geschichtswissenschaft zu läuten beginnt, so würde ich dagegen halten, dass dies noch lange kein kulturphilosophisch gültiger Befund wäre. Vielmehr glaube ich, dass nicht die Sache, sondern die Organisation unserer akademischen Wissenschaften, insbesondere der klassischen Historik und der neueren Wissenschaftsgeschichte, sich Themen verschließt, die sie aufgreifen müsste. Die Lage scheint dem durchaus vergleichbar zu sein, was der Wissenschaftshistoriker Peter Galison für die riesige Gemeinschaft der Teilchenphysik herausgefunden hat. Die Teilchenphysik als Ganze genommen ist nämlich längst unüberschaubar geworden und epistemologisch gesehen schon seit Jahrzehnten auseinander gefallen. Da sind a) die Theoretiker, die seit zwanzig Jahren an der Grand Unified Theory der Strings arbeiten, b) die Experimentatoren, die allein für die Auswertung eines Experimentes oft Jahre brauchen und c) die Instrumentatoren, die jahrezehntelang an riesigen Detektoren und Beschleunigern arbeiten, die die Gruppen a) und b) benötigen. Alle drei Gruppen, fand Galison heraus, sprechen keineswegs eine Sprache oder folgen einer gemeinsamen Theorie. „Science is disunified“ heißt seine Diagnose, denn ein einheitliches Wissenschaftsmodell der Teilchenphysik gibt es nicht. Die Gruppen der Teilchenphysik kooperieren erfolgreich miteinander, obwohl sie die Sprache und auch die Mathematik der jeweils anderen kaum verstehen. Wie geht das?

>>> 20 Nun, sie sprechen ein neue Kontaktsprache, also einen wissenschaftlichen Pidgin-Dialekt, ein besonderes Kreolisch, eine Handelssprache, die nur dazu dient, an den jeweiligen Rändern ihrer Wissenschaftsgemeinschaften Austausch zu pflegen. Ich will hinaus auf eine Beschreibung von Wissenschaft, schreibt Galison, “that would neither be unified nor splintered into isolated fragments. … Different traditions of theorizing, experimenting, instrument making, and engineering meet — even transform one another — but for all that, they do not loose their separate identities and practices.” (Galison 1997, 781f)

Es wäre zu hoffen, dass der Einbruch der Medien in die Grundfeste der Historik uns, die Medien-, die Geschichtswissenschaft und die Wissenschaftsgeschichte, zu einer ähnlichen Kreolisierung im Austausch der Fragen bewegt, wie sie die Teilchenphysik längst erfolgreich entwickelt hat. Mit dieser

Hoffnung enden jedenfalls meine kreolischen Erörterungen einer Koselleckschen Frage. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit. >>> 21 29,14